

Mühlviertler Heimatblätter



MÜHLVIERTLER KÜNSTLERGILDE

In diesem Heft schreiben für Sie:

	Seite
G. M. Böhm-Lürgen: „Das Landeswappen“	1
Hl. Franz von Assisi: „Der Sönnengesang“	18
Max Hilpert: „Caesar, ein Bauernhund“	20
„Fritz Rauch, der Ältere“	25
Otto Jungmair: „Jugend und Alter“	10
Otfried Kastner: „Eine alte Mär“	11
Fritz Kolbe: „Flucht in den Böhmerwald“	29
Rudolf Pfann: „Burgen und Schlösser“	23
„Legende von den acht Edelsteinen“	12
Walter Pretzmann: „Literarisches“	33
Josef Puchner: „Mag sie mit dem Teufel tanzen“	28
Rupert Ruttman: „Bergdorf“	17
Heinz Scheibenbogen: „Die Fahne Rot-Weiß-Rot“	4
„Das Porträt“	16
Dr. Benno Ulm: „Oberösterreichs Wappen und Freistadts Bindenschild“	6
Hans Wesenauer: „Letztes Gold“	24
Dr. Franz Wilflingseder: „Rebell in Herrgotts Namen“	21
Bilder:	
Seite 3 (Archiv), Seite 9 (Landesmuseum), Seite 16 (Landesverlag), Seite 19 und 27 (Archiv)	

MÜHLVIERTLER HEIMATBLÄTTER

Monatsschrift für Kunst, Kultur und Heimatpflege.

Jahrgang I, Oktober 1961, Heft 4

Preis des Einzelheftes S 5.50

Preis im Halbjahrsbezug S 33.—

Preis im Jahresbezug S 62.—

Anzeigenpreis laut Liste.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Pressedienst der MKG, für den Inhalt verantwortlich: Heinz Scheibenbogen. Alle Linz, Waltherstraße 3, Tel. 25 51 49. Konto: Allg. Sparkasse Linz, Sparkonto 757875 — Druck: Amon & Co., Linz, Beethovenstraße 27.

Eine alte Mär

I.

Die Schlacht ist verloren und Mohács brennt. Zuckendrote Flammen über dem Abendhimmel, über den Rittern, deren Blut im Sand verrinnt, über aufgeschlitzten Pferdeleibern. Ludwig, der König, auf der Flucht ertrunken im trägen Donaustrom. Hat Polen und Ungarn und sein blutjunges Leben verspielt gegen die Türken, gegen Soliman. Maria aus Österreich, seine junge Witib, ist auf der Flucht heimzu, sind österreichische Ritter bei ihr zum Schutz, auch Ritter Haym aus dem Schwarzaistviertel. Mußt' aus der Hochzeitsnacht mit in den Krieg.

Die Nacht ist schwül, trägt den Brandrauch über den Strom und den süßlichen Geruch der Toten. Der Sand verschluckt den Hufschlag ihrer Pferde. Können sie hoffen, entkommen zu sein? Werden sie wieder die Heimat sehen?

War das ein Vogel? Es war ein — Pfeil. Astwerk und Röhricht brechen. „Allah il Allah!“ gellt es in ihre Ohren.

„Flieht, Herrin, flieht!“, ruft Haym, reißt sein Roß zurück und zieht sein Schwert. Sind viele krumme Türkensäbel, sind ihrer zu viele. Herren aus Ungarland und Polen, auch Männer mit deutscher Sprache, ziehen dahin, ein endloser verstaubter Heerwurm, Gefangene des Großvesiers. Wer fällt, bleibt liegen, wer aus den Pfützen trinkt, verreckt. Leben, wozu leben? Als Gefangener des Sultans? Fern der Heimat. Leben ohne Freiheit als Christensklave? Ohne Hoffnung?

Die Sonne brennt, die Stunden verrinnen und die Tage. Ungarland liegt hinter ihnen, die Balkanberge, das Goldene Horn. Keiner ist entkommen — es sei denn tot. Leben — sterben? Leben? — Leben — Leben! Auch als Gefangener — doch leben! Sieger einst unter Vater Frundsberg über die Franzmänner, ein Jahr darauf schmachlich besiegt: ohne Waffen nicht nur der Hand, schlimmer noch, ohne Waffen des Herzens! Der Vater Hans von Schwanberg ist ein großmächtiger Herr in Kaiser Karls Kanzlei. Er wird ihn freikaufen, wird Briefe wechseln und den Sohn heimgewinnen. Aber es vergehen die Tage, und aus Wochen werden Monate. Fern ist sein Weib, ihr heller Leib wie Mondenschein, ihr weißer Arm erlöst ihn nicht.

Wie ist dies alles fern. Ritter Haym muß die Augen schließen. Das Heimweh nagt, wenn er nächtlich auf kargem Stroh liegt. Verzweifelt stöhnen die Gefährten. Oh! Stirbt denn alles hin? Die Hoffnung? Selbst das Bild des fernen Liebs? Nur mühsam mag er noch sich ihr Antlitz vorzustellen. Hart werden wie die Steine, die man täglich schleppt? Zusehen, wie das Herz verdorrt? Wie sind wir doch verlassen, und niemand ist, der uns aus unserm Elend löst.

„Vater, hast du den Sohn vergessen, Bruder, deinen Bruder, deutsche Majestät, deinen Ritter, der für die Herrin sein Leben opferte? Wann endlich, Herrgott, wann endlich gibst du mich aus dieser Hölle frei . . .?“

Das Leben zieht vorüber, die Zeit vergeht, sie schleppen Steine. Ein Wald von Säulen, des blauen Meeres Rauschen überstrahlt den rauhen Stein der Ahnenburg, das Lispelspiel der braunen Aist. Welch eine unwahrscheinlich schöne Welt umfängt ihn hier. Dies sah er nicht im Traum! Wir leben wie in Höhlen im Vergleich zu diesem hier!

Horch, welch ein Märchenklang! Das gibt es noch? Musik, ein Lied vor des Palastes Tor? Was macht des Ritters Herz so bang und unruhvoll? Was hat ihn angerührt?

Doch auch der Sultan hat das Lied gehört und sendet einen Diener an das Tor, der holt den Sänger vor den Thron. In dunklem, haarigem Mantel steht der Pilgrim unter goldner Kuppel Pracht. Er singt und schlägt sein Saitenspiel. Der Sultan lauscht und lauscht, läßt reichen ihm den Fingerring.

„Wer hat das Lied erdacht? Bist du's, du hast mein Herz erfreut und seltsam mich bewegt. Du reichst zurück den Ring, hast einen andern Wunsch in deiner Brust? Nun gut, so sprich ihn aus, er steht dir frei . . .!“

„Ich bitte, hoher Herr, um meinen Herrn von Haym, er fiel bei Mohács einst in deine Hand, ich war sein Diener, er mein guter Herr, auf meinen Knabenknien bitt' ich dich: O edler Sultan, gib ihn frei und laß ihn in die Heimat ziehn!“

„Steh auf, so seltner Treue geziemt hoher Lohn. Wo ist der Haym? Holt her den Mann, dem man in solcher Treue dient!“

Bald steht der Haym im Saal, verwirrt und halb geblendet von dem Glanz. Sein Antlitz

ist von Sonnenglut verbrannt, hell gleist sein Lockenschopf, die blauen Augen, die einst wie die eines Falken blitzten, sehen ab die Rund'. Was will man hier von ihm?

Sie schauen alle auf den Ritter hin, dem Pagen zittern wohl die Knie, er senkt sein Haupt und neue Tränen feuchten seine Wangen. Hat ihn der Mann erkannt? Der Sultan spricht, leise schleicht sich der Page hinaus. Haym hört des Sultans Wort, ist's neuer Hohn, ist es ein Wahn, was er nun hört? Sein Auge sucht, wo ist der Page hin? War es ein Spuk, narrt Fieber ihn? Er sinkt ins Knie und dankt verwirrten Sinnes: „Das war mein Page, Gott lohn' dir deine Treu', ich will's vergelten dir, mein Bub!“

Nun, da er frei, will Haym den Pagen suchen. „Der ist schon fort, der Sultan sorgt für sein sicheres Geleite. Das schickt der Sultan dir, da nimm und schiff' dich ein, und nimm über Italia deinen Weg. Diesen Ring bring deinem Pagen mit, er schlug ihn aus, doch der Sultan denkt, er stünde gut der schmalen Hand. Allah segne Euren Weg!“

So zieht Christophorus, Herr zu Reichenstein, endlich der Heimat zu. Der Page reitet durch das Ungarland, Hainburg ist erreicht, es winkt der stolze Wiener Turm. Wieder daheim im deutschen Land! Es fällt das härene Gewand, die Edelfrau, das strahlend schöne Weib, reist seligen Herzens in das Aistland heim, erreicht glücklich die heimatliche Burg. Sie kniet im kleinen Kirchlein ihrer Burgkapelle. Wie ist die Seele ihr hell, wie wärmend küßt die Sonne durch die bunten Scheiben. „Himmelmutter, ich habe ihn gelöst! Die schweren Ketten fielen von den Füßen. Ich dank' auch dir, Linhart. Nimm diese Kerze und freut Euch mit mir! Er kommt!“

„Ihr Leute bringet Blumen, was das Gärtlein gibt, und windet Kränze, mein Ehegemahl kommt!“

Die Mägde scheuern, sie legen Linnen, spannen Teppichweben an die Wand, reiben blank das zinnene Geschirr. Die Herrin, die liebe, lang genug vermißte, lächelt, und ihr Lied umschmeichelt ihre Herzen.

„Wächter, lug aus vom Turm, schau aus ins Tal! Wenn heut' ein Reiter kommt, dies Säcklein schenke ich dir!“

„Schloßfrau! Das Horn röhrt laut, die Hunde schlagen an. Unten am Burgsteig schon reitet dein Mann!“

„Bärbel, das dank' dir Gott! — Christoph ist da!“

Ritter Haym reitet ein in den Hof. Das Ge-

sind küßt dem Herrn die Hand. Langsam und blaß geht ihm die Burgfrau entgegen!

Sie tafeln auf, trinken Wein, Musik spielt, Rosen blühen. „Magst dich freuen, Christophherz, Liebster mein! — Lang warst du fern!“

Ritter Haym wird des Festes nicht froh, längst schon irrt suchend sein Blick. „Kam nicht mein Page zu Euch? Er sang mich frei! Den Ring gab mir der Sultan — für seine Hand!“

„Christoph, du suchst deinen Pagen? Wart nur einen Augenblick, bin gleich wieder da!“

„Herr“, spricht verstehend der Kastellan, „unten im Schloßhof wartend steht ein Sänger, will singen dem Herrn!“

Singt nun das alte Lied, wie einst am Goldenen Horn.

„Mein treuer Knappe, du, du sangst mich frei! Komm an mein Herz du treuer Gesell!“ Kapuze und Oberkleid gleiten herab, sein Weib strahlt ihm entgegen, kann nicht den Glanz bestehn, rollt ihm die Träne heiß in den Bart!

„Diesen Ring schickt er dir, er hat dich wohl erkannt! Der Ring, er sei unserer neuen Ehe Unterpfand!“

Hügelauflauf, hügelab, talaus und bergein, rundum weit im Land, sprach man von dieser Stund' bald wie von einer Mär: Frauenlob, Frauentreu . . .

II.

Ritter Haym ist ein mächtiger Herr. War wieder in Italia gewesen und auch im Frankenland. Nicht nur mit seinen Knechten einst unter des Kaisers Karl Fahn' in der berühmten Pavianer Schlacht unter des Frunsberg

Rudolf Pfann

Legende von den 8 EDELSTEINEN

Als der liebe Gott einst auf dieser Welt wandelte, betrat sein Fuß eines Tages ein schönes Fleckchen Erde. Hier gefiel es dem Herrn so gut, daß er beschloß, acht Tage lang in diesem Lande zu verweilen. Freilich besuchte er an jedem Tage eine andere Gegend, aber er mochte hinkommen, wohin er wollte, überall begegnete man ihm, dem unbekannten Pilger, mit Gastfreundschaft und Güte. Petrus, der ihn auf allen diesen Wegen begleitete, hatte bisher die Angewohnheit, Abend für Abend die Edelsteine zu zäh-

sieghaft Kommando. Sah auch, wie sie dort bauen in neuem Stil in einer lichten, stolzen Facon: mächtig und mit einem Blick zu lesen, ohne Holz und Winkelwerk. Mit weiten, gekoppelten Fenstern, hell und ohne Düsternis in Palas und Kemenate. Mit an die Wände gemalter Allegoria, Göttinnen der Heidenzeit, die vor einem stehn in ihrer nackten Gliederpracht, als kämen's aus der Badstüb'n. Halten ein Spieglein, ein Schwert, eine Waage in Händen wie zum Spiel. Ist alles Leben dort heiter! Haben gedruckte Büchln, ist schön zu lesen auf Welsch oder Latein. — Nicht immer nur reiten und jagen durch die Wälder, kämpfen hoch zu Roß neben zwiefarbenen Landsknechten bei großer Trommel Grollen, grellem Pfeifenklang unter mächtigem Fahntuch, mit Spieß und Zwiehänder im Donner der schweren Stucke. Ist mir zu altmodisch mein Nest, mein Reichenstein soll seinem Namen Ehre machen, soll winken stolz ins Tal wie die Castelle in Italia, wie der fürstlichen Palacci Fronten. Ich schwörs: Ich schaff mir Riß und Plan, will nicht der letzte sein.

Mit Riß und Plan wars nicht getan! Die Leute mußten schuffen. Er wußte, was ein Männerücken schleppen kann, hats ausgekostet, als des Sultans Sklave. Der Mond muß' ihnen helfen, mähten sie ihr Gras, ernteten sie ihr karges Korn. Zehent und Freigeld waren allzu hoch bemessen! Sie waren keine kriegsgefangenen Knechte, sie brachten in der Stadt beim Landeshauptmann ihr Beschwerdnis ein.

Vier Stöcke hoch trieb Ritter Haym den Bau. Zwei mächtige Türme schützten die Brucken zu dem Schloß. Er sparte nicht und preßte seine Leut'. Die Bauern seufzten, die Rosse lahnten von den Robotfuhren. Die Felder lagen allzu lange ungepflügt.

„Oh dreimal Fluch dem Herrn! Dem Leuteschinder mit seinem neuen Schloß. Oh dreimal Fluch den Herrn zu Enns und in der Linzerstadt, die zuschau'n und uns abschlag'n uns're Bitt', die selber Brunnen bauen und Tore in rotem Marmelstein mit nackten Heidengöttern. Oh dreimal Fluch dem Herrenstand, der uns Bauern ins Verderben stürzt, in Hunger und in Not uns um die Frucht bringt uns're sauren Müh auf kargen Feldern zwischen Wurzelwerk und Stein. Ihr Wild äst uns're Saat, uns armen Bauern geht das Vieh zugrund. Oh dreimal harten Fluch dem Christoph Haym, der seinen Namen nur zu Unrecht trägt, der nit den Christ, der mit seinem verfluchten Bauen eher den Teufel über die Aist trägt. Hol er den hochgestrengen Kammerrat mitsamt seinem neumodischen Schloß! Wie er uns ausschindt dieser Hund, wir können's nit derschnaufen! Wäre sie nit da die Edelfrau, er ließe uns verrecken! — Das ist kein Leben nit für einen freien Christenmenschen, das ist kein Leben nit nach Gottes Wort. Hättens wagen sollen, wie der Haym im Ungarland gewesen ist zugleich mit denen im Gebirg — damals ist sein Weib wie ein lichter Engel dem G'schloß vorgestanden und er war noch kaum daheim, als er in den Krieg mußte.

len, die den kostbaren Wanderstab seines Herrn zierten. Oft bat er seinen Meister, er möge doch veranlassen, daß sie beide auf Engels Flügeln weiterziehen könnten. Und wenn der Herr sah, daß sein „Fels“ müde war, erfüllte er ihm diese Bitte, und die zwei himmlischen Wanderer setzten ihre Reise dann „beschwingter“ fort.

Nun sei noch berichtet, daß Petrus in jener Woche vergaß, täglich die funkelnden Steine am Stabe des Herrn zu zählen, da auch er durch die Schönheit des Landes gefesselt war. Und so entging es ihm auch, daß sich an jedem der acht Tage ein Edelstein aus dem Wanderstabe seines Herrn und Meisters löste und zu Boden fiel. Erst am letzten Abend, den sie an einem mächtigen Strom verbrachten, bemerkte Petrus, daß acht Steine am Stocke des Herrn fehlten. „Herr, zürne mir nicht, weil ich erst heute

spreche“, flehte er, „an deinem Wanderstabe fehlen acht der kostbarsten Edelsteine“.

Der Herr lächelte milde und sprach: „Sei getrost, mein Sohn, ich weiß es längst. Begib dich jetzt zur Ruhe!“ Dann segnete der Herr die Stelle, an der sie sich befanden, löste die schönste Perle von seinem Wanderstabe und ließ sie zu Boden fallen. Als dies geschehen war, betete er und begab sich ebenfalls zu seiner Schlafstätte, um noch eine Nacht in diesem Lande zu ruhen. Am folgenden Morgen brachen sie schon bald auf und verließen diesen Ort und mit ihm das Land.

An jener Stelle wuchs später eine schöne und mächtige Stadt empor. Donauperle Wien ward sie geheißen. Um die acht verlorenen Edelsteine aber erstanden die schönen Bundesländer unseres geliebten Vaterlandes Österreich.

Und jetzt ist, wißt ihr's schon, ist's Kind vom Gaisrucker verschwunden, das kleine Wuzerl. Geht's Euch auf? Wo kann's denn sein? Eing'mauert in den neuen Turm, 's junge Leben g'opfert, daß er uneinnehmbar wird der Turm. Leut, jetzt geht's über, das Faß, jetzt müß'n wir's angehn!"

Es springt das Wort von Hof zu Hof.

Ihrer Dreihundert rotten sich schwer und schwarz im Neujahrsschnee vor der Burg zusammen. Wie grimmige Wölfe fallen sie her über das Schloß, aber der Bann hält, sie können nichts verrichten. Vergebens ist ihr Trachten. Simon Gaisrucker schreit hinauf zum Schloßherrn, hebt drohend seine Fäust. Haym steht an die Säule des Doppelfensters gelehnt, kaum ein Lächeln des Spottes um die Lippen.

"Närrisches Pack, scher es sich!" murmelt er. Den Gaisrucker merkt er sich, wie er unten steht als ein Rädelsführer, schreit und droht, wenn er sich auch sein verrücktes Wort vom „Kindsmörderer“ nicht zu deuten weiß. „Freiheit ist gefährlich, keine Reife bei dem Pack. Maulen auf, wollen mein Werk durchkreuzen. Werd' ihnen einen Denkkettel geben den Rebellen! Spukt ihnen in den blöden Schädeln, das Wort von der Freiheit! Haben nicht erahnt, was aus einer Idee werden kann, kriegt's das gemein' Volk ins Maul!"

Seine Frau steht blaß im Saal. Es geht ihr durch den Sinn, wie sie einst in überströmendem Glück dem heiligen Lienhard gedankt als junges Weib mit liebendem Herzen und wie nun alles so anders worden ist. Höfisch ja, und vornehm nach wälischer Sitt — aber so herzarm. Freiheit, was heißt Freiheit? denkt auch sie. Sie sieht ihren Mann über die Jahre hin, als sie ihn holte aus dem Saal vor dem Sultan, wie er dastand sonnenverbrannt, verstaubt und mit zerschund'nen Händen, ein Sklave, der Steine schleppte.

„Freiheit?“, sinnt sie und sieht hinüber zu ihrem Mann, der an der Fenstersäule gelehnt, ihr plötzlich so unfrei erscheint, so besessen von seiner Leidenschaft zu bauen und immer weiter zu bauen, besessen von der Unbarmherzigkeit und einem harten Herrentum. Und während sie das gequälte Geschrei der Bauern in ihrem Herzen vernimmt, erkennt sie, die ihrem Gatten sieben Söhne und vier Mädchen in Liebe geschenkt hat, die Unfruchtbarkeit dieses Lebens. Sie weiß, daß das, was der Bauer herauf ruft, nicht wahr ist, daß auch er besessen ist von einem Wahnbild aus armem Vaterherzen, aber daß es aufwachsen konnte das Wort aus seinem

Gemüt, das fällt ihr tief in den Sinn und schmerzt sie schier in allen Gliedern. Wie sie nun ihre Stimme erheben will, verdunkelt sich plötzlich der Himmel von Rauchgewölk und johlende Stimmen steigen auf mit den Flammen. Ziehen Schatten über die Allegorien, lassen die nackte Sinnlichkeit und Nemeses erröten und die dralle Sensus. Was sagt die Intelligentia? durchzuckt es die Frau. Mußte es so weit kommen? Sie spricht es nicht aus und nun wanken ihr wirklich die Knie und es sticht ihr wie ein Dolch durchs Herz, da sie erkennt und wie in einem Schlag die Zukunft grauenhaft erahnt.

„Mein Gott, mein Gott!“ stöhnt sie und hört zugleich den Ruf ihres Gatten niederdonnern: „Wartet nur, vermaledeite Luders, werd' euch geben, die Maierhöf niederz'brennen!“

Sie sieht, wie sich der Haufen verläuft. Hört Haym durch die Zähne fluchen: „Verdammt, ihr entgeht mir nicht und wir zwei, Gaisrucker, rechnen noch ab!“ — Ist ihr als huschten Dämonen durch den Saal statt der gemalten Weibswelt im höllischen Widerschein. Der Graf hat sich in der Hand, geht langsam hinüber in die Bibliothek durch's neue Raritätenkabinett, klingelt nach dem Schreiber, blättert ein wenig in dem neuen Druck, doch sein Sinnen ist schon bei dem Brief an den Landeshauptmann, den er diktieren will.

Der Gaisrucker gleicht einem gehetzten Wild, der Herr mit seinen Söhnen ist hinter ihm her, so glaubt er. Verschließt sich bei den Einödbauern, einmal dort, einmal da. Sinnt Rache: „War zu wenig der rote Hahn für mein Bübl, nur ein Ansg, Schinder — nicht das Gericht.“

Der Kammerrat ist in Linz nicht durchgedrungen mit seinem Brief. Auch gut, gehören ihm so und so, sind ihm sicher die Leut, nur widerlich, sich abzugeben mit ihnen. Was sie niederbrennen erstet schöner aus dem Schutt, haben es sich selbst eingebrockt: Steine für die Mauer, Holz für den Dachstuhl, Schauben für das Dach! Ein und ein halbes Jahr sind derweil vergangen, der Schaden ist beglichen. Herr Christoph denkt nicht mehr an den verrückten Narren. Liegt ihm nicht nachzutragen. Die älteren Buben wachsen heran. Stephan lernt in Spanien auf der Universität, Hans, Theodor und Georgios machen sich brav, werden dem Geschlechte Ehre machen, Apollonia und Felicitas, Afra und Anna erfreuen der Eltern Herz. Wollen es bewenden lassen, steht in des glücklichen Vaters Sinn, wollen den Gais-

rucker laufen lassen und sein unsinnig Gered vergessen.

Der Gaisrucker kann nit so denken, der kommt nit mehr los von seinem Freiheits-
traum und seiner Rache. Läßt ihm nicht Rast
und Ruh, sinnt, wie er zum Ziel kommen,
wie er's ausführen kann. Als Christoph Haym
von einer Besichtigung seiner Besizung am
Zwieslhof entlang der Kapelle am Schloß-
berg heimreitet, kommt der Bauer zum töd-
lichen Schuß. Haym stürzt, ins Herz getrof-
fen, vom Pferde. Das bäumt sich erschreckt
hoch und schleift die Leiche des Herrn, der
Burg zueilend, nach. Endlich galoppiert es,
des Reiters ledig, mit losen Bügeln und hän-
genden Zügeln in den Stall vorm Schloß.

„Oh schreckliche Ahnung! Jetzt hast du dich
erfüllt.“ Der Frau ihr Gesicht versteint, sie
sagt die Stelle an, wo man den Herren fin-
den wird, sie sieht ihn in ihrer Seelenangst
in seinem Blute liegen. Ihr Ahnen einst beim
Brand ist nun erfüllt. Derweilen die Leute
ihren Herrn einholen, reitet der Reitknecht
langsam und ahnungslos durchs Tor. Aller
Verdacht fällt auf ihn, er hat den Herrn be-
gleitet, daß er noch einen anderen Auftrag
hatte, glaubt man nicht; ein furchtbares Ge-
richt schlägt über seinem Haupt zusammen.
All sein Beteuern wird ihm als Lüge ausge-
legt, er muß in das Verlies des Turms — ein
toter Mann! Gehen die Marterfoltern über
ihn, soll bekennen der Verstockte, soll ein-
bekennen seine schwere Tat.

Die Witwe läßt sich einen Steinmetzmeister
kommen, gibt ihm ein mächtig Monument
aus grauem Marmorstein in Auftrag, soll ze-
gen Hayms stolzes Männerbild und auch die
Mohács-Schlacht und den heißen Tag auf
den Feldern bei Pavia. Zu seinen Füßen liegt
das engelschöne Kind, das ihren Gatten
holte in den Tod. Ein Eros mit der Todesfak-
kel in der Hand. Sie hat es nicht gekannt
des Bauern Kind, worüber ihr teurer Gatte
kam zu Fall. Es liegt in seiner Glieder Ju-
gendpracht nun auf dem Monument zu Fü-
ßen seines Herrn, so war der Witib Wunsch.
Gewendet alles zu dem großen Frieden hin
zur großen Freiheit über allem Streit der
Stunde.

Sie hat dem Reitknecht nie geflucht, glaubt
nicht an seine Schuld, der Mann war allzeit
treu, sie kann nicht ändern der Juristen
Spruch, der den Knecht halb irr im Kerker
hält.

Unweit vom Hof des Gaisrucker finden sie
die weißgebleichten Knöchlein und den Rest
des Kleidchens von dem Kind, das sich im

Korn verlief wie in ein goldnes Meer und
das der Fuchs verschleppte.

„Simon, Simon, du mußt geh'n, mußt den
Knecht lösen! Du bist der Mörder, hast Un-
recht tan, mußt büßen jetzt, hast deine Frei-
heit verspielt, mußt geh'n Simon, bekenn'
und nimm den Henkertod auf dich!“ So
mahnt ihn sein Gewissen. Laut sagt er dann
zu sich: „Dein Weib kann ohne Dich nicht
leben, der Hof verkommt, Du kannst nicht
geh'n, man braucht Dich, Deiner Arme Kraft.“
In der Nacht aber lispelt: „Der Knecht ver-
dirbt, der Knecht verdirbt, unschuldig büßt
der arme Mann für Dich, hat weder Sonn'
noch Licht . . .“ Da hilft kein Korn, kein
Schnaps . . . „Sei still du Gwissenswurm, sei
g'wiß, daß ich dich noch dertritt!“

Die eig'ne Wirtschaft ist längst auf der Höh,
die schwere Zeit vorbei, jetzt wär er frei,
jetzt drückt ihn's G'wissen zentnerschwer.
Und einmal kommt er in die Schloßkapelle
vor das Monument und sieht sein Bübl, wie
im Schlaf dort liegen, ein Blumenkränzchen
auf dem Haupt, voll Frieden. Das würgt das
Herz ihm ab: „So edel ist die Schloßfrau, bist
mit dreihundert Bauern vor dem Schloß
g'standen, hast sie hergeführt, an die Stadln
Feuer g'legt in blindem Haß, hast Unrecht
tan, Simon, Simon tritt vor und tu dein Fre-
veln kund. Im Turme liegt der Knecht statt
dir, halb blind und irr, Gott wird dir's nicht
verzeihen . . .“

Sieben Jahr hat er mit dieser G'wissensstimm
in sich gelebt, bis daß er ganz verfallen. Im
Totenbett gesteht er endlich reuig seine Tat.
Nun löst das römisch Recht den Knecht. Die
Herrin dankt auf Knien. Wie oft im Zwie-
gespräch mit ihrem Gott fließt ihre Träne
auf das Kind am Sarkophag.

Der Knecht ist frei. Doch ist sein Ende nah.
Sein Leben ist vorbei. Er kann des Tages
Licht nicht leiden, verloren hat er seiner
Augen Kraft. Sechs Tage lebt er noch, dann
folgt er seinem Mörder nach.

Die Herrin kniet noch oft im Beten vor dem
Stein mit ihrem Herrn und mit dem Engel-
Bauernkind. Der Herr steht hoch und streng
und ferne ist der Graf, das Kind ist nah und
mild. „Komm bald zu mir, lösch meine Fak-
kel aus, mein Todesengel du, und schenk
auch endlich mir die Ruh.“

Den Grabstein sehen wir in der Schloßka-
pelle in Reichenstein an der Aist, das Schloß
ist Ruine. Die wahre Historia hat sich wie
eine ferne Mär über vierhundert Jahre er-
halten.